

(Nachdruck verboten.)

19

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Marternd blutige Selbstironie bebte in Endres Stimme und Mimik. Dies Nichtkönnen trotz all seines Wissens und Willens, diese intelligente, schauende, geistreiche Verzweiflung über seine Ohnmacht unzitterte seine Lippen. Er sah über seinem Abgrund mit einem stummen, stillen, bebenden Lächeln, diese Ohnmacht in dem Nimbus intellektueller Begabung. Er sah hilflos darauf hinab.

Es kämpfte und zuckte in dem Antlitz des Doktors. Dies war ja Endre selber, in seinem ganzen Glend.

Der Doktor wandte sich hastig um und zog Bente mit sich hinaus.

„Vielleicht — vielleicht — Du — dies sieht ja wirklich aus wie etwas. Wir müssen ihn auf alle Fälle ein wenig stützen, etwas helfen — Du mußt versuchen, ihn zu trösten, den Nerven. Es war ja, als läge er auf einem glühenden Kof. Du . . .“

„Ach Gott, so ein Jammer!“ rief Bente aus.

„Nun, nun, Mutter . . . Ich sage Dir, wir müssen ihn stützen, müssen das unsre thun, um ihm etwas Mut und Selbstvertrauen einzulösen. Und ihn etwas ins Fahrwasser bringen — Menschen hierher einladen. Wir müssen vor allen Dingen an ihn glauben, das müssen die Leute sehen.“

Kjel war draußen in der Speisekammer bei der Mutter, frisch Butter auf Honigkuchen und schwelgte in diesem Genuß; es war frisch aus der Stadt gekommener Honigkuchen mit frischer Butter dazu, während eine Schüssel mit demselben delikaten Imbib für Thekla bereitet wurde, die drinnen im Wohnzimmer auf dem Sofa lag und ruhte. Er aß und sprach sich ganz im Vertrauen über den Bruder aus. Rechten Halt habe er ja nicht, sei entsetzlich haltlos. Aber eine solche Begabung! Natürlich sei es ein Jammer um ihn. Aber ganz ohne Stütze sollte er nicht sein. „Noch ist Polen nicht verloren. — Schweinemäßig gut, Mutter — ist die Butter heute frisch gemacht? — Ich denke, daß wird Thekla gut thun. Sie mag so leidenschaftlich gern Honig, alles, was mit Honig zusammenhängt.“

Berthea kam hereingestürzt. „Da unten ist ein Telegraphenbote, ein Telegramm . . .“

„Dann laß den Burschen kommen. Er hätte sich sonst damit begnügen können, die Depesche unten auf dem Sägewerk abzugeben, statt mir hierher nachzulaufen. Hier will ich Frieden haben —“

Gleich darauf erschien der Bote in der halbgeöffneten Speisekammerthür, und Kjel schnitt das Couvert mit einem Stüchenmesser auf.

Er starrte ziemlich lange in das Telegramm hinein, steckte es dann aber gleichgültig gelassen in die Seitentasche.

Es durchzuckte Bente, daß das Gesicht des Sohnes, während er las, einen Augenblick gleichsam von einer grauen Wolke überschattet gewesen, aber es war wohl nur ihre gewöhnliche Angst.

Kjel schluckte schnell den Rest des Honigkuchens herunter und ergriff den Keller.

„Ja, nun ist es wohl genug, Mutter, Thekla kann wohl nicht mehr — es ist wirklich genug, genug, sage ich Dir, Mutter, so laß es mich jetzt doch nehmen. — Weist Du, was es war?“ blieb er plötzlich stehen. „Niemand anders als Vankdirektor Wahl in höchst eigener Person, der hierher kommt, will sich persönlich im Distrikt umsehen. Wir müssen Staat mit ihm machen, wie Du Dir wohl denken kannst. Wenn es darauf ankommt, müßt Ihr ihn auch einladen. Er kommt direkt von der Bahn zu mir. Das heißt, so um drei, halb vier Uhr.“

Kjel sah hastig nach der Uhr und grübelte.

„Verdammt kurze Zeit, das. Aber mit meinem Falben und Waters Karriol —“

„Ihr müßt Thekla gleich nach Tisch nach Hause fahren lassen, Mutter,“ rief er.

Stamm fünf Minuten später rollte das Karriol den Weg hinab. —

Ungefähr um halb zwölf Uhr am Vormittag, mitten in der letzten Unterrichtsstunde, sah Schulteiß vom Schulstufenfenster aus Kjel mit strammen Zügeln in scharfem Trab den Doktorhügel hinabfahren.

Es interessierte ihn durchaus nicht. Eine Krähe oder ein fliegendes Insekt würde ihn mehr interessiert haben.

Wenn er so häufig zum Fenster hinaussah, so hatte das seinen Grund darin, daß er sich gern klar darüber werden wollte, ob Herr Barberg nun auch anfinde, des Mittags zu kommen, als intimer Hausfreund aufgenommen zu werden beabsichtige.

Seit dem letzten Montag, wo er sich so kurz vor Tisch einfand, daß der Doktor ihn aufforderte, da zu bleiben und mit zu essen, hatte ihm die Möglichkeit einer Wiederholung die Nerven stark bedrückt. Barberg hatte doch bisher, den ganzen Sommer hindurch, seine Heimlichkeiten des Hauses auf die Kaffee- und Theezeit beschränkt, was dann freilich ausnahmslos mit einem jener hochinteressanten Spaziergänge endete, auf denen Minka und er sich aufs eifrigste mit einander unterhielten. Es wäre, als wüßte dieser Herr jetzt nicht mehr ein größeres, kritisches Publikum zu haben, als vermeide er sorgfältig jeden, der ihm bei diesen seinen so fulminant interessanten Expirationen aus höheren mythischen Sphären in die Rede fallen könne.

Er wollte in ihr eine tief ergriffene Jüngerin, ein seelisch unterjochtes Wesen, eine geistige Sklavin gewinnen, ein Medium für sein Experimentieren.

Aber er — Schulteiß — gab das Spiel nicht verloren, er wollte sie dem Ungeheuer entreißen, wollte bis zum äußersten kämpfen.

Als ob er nicht wüßte, was sie dachte, wüßte, was sie fühlte — konnte wohl jemand so in ihr Inneres eindringen wie er? Sie liebte Barberg nicht, sie haßte ihn ja.

Aber wenn er dann sah, wie sie trotz ihrer Furcht, trotz ihrer Auflehnung überwältigt war, wie sie Barberg stets fremd, ja scheu begegnete, ihm aber doch jedesmal gleichsam willenlos folgte. Und wenn er dann diese hypnotisierten Blicke überumpelte, wieder und wieder dasselbe, stets dasselbe —

Sie mußte sich selber wiedergegeben werden, mußte aus dieser erotischen Verblendung erlöst werden, mußte seine, seine — ausgestreckten Arme sehen.

Dort ganz unten auf dem Wege ward jemand sichtbar — jemand, der einen dünnen Spazierstock unablässig hin und her schwang. Er blieb von Zeit zu Zeit stehen und hielt Umschau.

Barberg war es nicht!

Ah, welche Erleichterung!

Ein junger Mann. Ja, er schlug die Richtung nach dem Doctorgehöft ein.

Berthea kam ihm ganz zufällig draußen auf der Diele entgegen.

„Niemand, der den Sänger Daarvig gern sprechen möchte, mein Fräulein, Finsland — Student Finsland. Einem Gerücht zufolge soll mein Freund Endre hier eingetroffen sein.“

Berthea verneigte sich zum Gegengruß, lief an die Stubenthür, um Endre heraus zu rufen, wandte sich mit einer taktvollen, leichten Verbeugung wieder an den Studenten: „Bitte, wollen Sie nicht näher treten. Er ist gewiß — ich will folgen.“

Sie stürzte hinaus und traf Minka, die den Tisch deckte.

„Ein Student, Minka, der mit Endre sprechen will. Und gerade jetzt um die Tischzeit — ich muß hin und es der Mutter sagen —“

Bald vernahm man laute, beslügelte Wiedererkennungssstimmen aus dem Wohnzimmer her, und Endre stellte mit großem Pomp den Schriftsteller und Diederichter Ober Finsland vor.

„Meine Mutter, meine Schwester Minka, dito Berthea.“

Er war diesen Winter eine Zeitlang auf ein Stipendium hin in Dresden gewesen. Endre hatte eins seiner Lieder in dem Konzert vortragen wollen, aus dem nichts geworden war.

Jetzt hielt er sich bei seinem Onkel Finsland, dem Floginspektor, auf, um einige Gedichte zu vollenden.

Frau Daarbig betrachtete ihn sinnend.

Also dieser junge Mensch war einer von Endres Art, der es wirklich zu etwas gebracht hatte. Bei Tische mußte sie zugeben, daß sein ganzes Wesen davon zeugte, daß er im Stande sei, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Er beobachtete alle, verhielt sich defensiv bescheiden oder ergriff voller Selbstvertrauen das Wort, je nach den Umständen, verhielt sich die ganze Zeit Berthea gegenüber leicht scherzend, während er mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit der kleinsten Bemerkung aus Minkas Munde lauschte.

Es war sonderbar, diese kleine, wohlproportionierte, elastische Gestalt mit der breiten Stirn und dem kleinlich schlauen Untergesicht zu sehen. Es war, als wenn es nicht so recht zusammenhing, man fühlte sich unwillkürlich versucht, es bei der Nase zu teilen. Die kalten, blauen Augen mit dem hastigen, verständnisvollen Aufblitzen ließen durch sein warmes Wesen hindurchfühlen, wie unendlich mehr egoistisch und kaltblütig er in der Beurteilung seiner Umgebung war als Endre, der Aermste, es jemals sein würde.

Die beiden Herren saßen nach Tische in angeregter Stimmung in der Laube, die blau von Cigarrenrauch war. Alles Neue in Bezug auf Litteratur und Kunst wurde lebhaft debattiert, beißende Schlagwörter, geißelnde Kritik über die Koryphäen des Tages flogen hin und her, berühmte Namen wurden vernichtet, gestrichen wie Blätter von einem Zweig.

Berthea hockte in Hörweite bei der Spireahede und zwischen den Blumenbeeten umher.

Und jetzt wurde ihnen der Kaffee in die Laube gebracht.

„Berthea, ach, Berthea,“ nickte und winkte Endre geheimnisvoll. „Du, die gerissenste von meinen Schwestern —“ Berthea protestierte lebhaft; sie sei gar nicht „gerissen“, Endre erinnere sich nur noch aus der Zeit, als sie klein war.

„Hör' einmal, Berthea,“ Endre schlug mit dem Zipfel ihrer Schürze hin und her, „meinst Du nicht, daß Du uns etwas extra Gutes zum Kaffee auswirken könntest, zum Beispiel ein wenig — in kleinen Gläsern —“

Berthea fischerte, den Dichter mit ihrem hellen, vor Sonne strahlenden Antlitz anschauend, und schnell wie ein Pfeil sprang sie von dannen, so daß ihr das blaue Sommerkleid um die baumwollenen Strümpfe und die leichten Schuhe schlug.

Sie kam zurück mit einer kleinen Flasche Cognac aus dem Reise-Etui des Doktors, mit einer Schachtel Streichhölzer und einer roten Wachskerze, die sie drinnen vom Rippfisch genommen hatte, damit die Herren ihre Cigarren daran anzünden sollten.

„Schwester Berthea, Du übertrafst meine kühnsten Erwartungen.“

„Ja, das geschieht heute nur, weil Du eben erst nach Hause gekommen bist,“ erwiderte Berthea mit einem verschmitzten Blick zu Finsland hinüber. „Ich kenne Dich noch ganz gut, Endre, thue ich heute etwas für Dich, so verlangst Du es morgen als Dein gutes Recht.“

„Warte nur . . .“ Sie strich ein Streichholz an und zündete die Wachskerze für Finsland an.

„Meinen Sie denn, daß es mit mir weniger Gefahr hat?“ scherzte er.

„Ach, das eine Mal, denn Sie müssen nicht glauben, daß ich Ihnen Streichhölzer anzünden werde, wenn Sie einmal wiederkommen.“

„Ich komme sicher wieder. Sie plaudern so allerliebste wie die junge Dame „Sorglos“.“

„Ist das ein Märchen?“

„Nein, nur eins, was mir in diesem Augenblick einfiel.“

„Wovon handelt es denn?“

„Von einem allerliebsten kleinen Fräulein, das noch nie, ja, wie soll ich ausdrücken, das noch nie an irgend welchem Herzweh gelitten hat, mein Fräulein.“

„Ah!“ Berthea sah beleidigt auf den Tisch hinab, als ob sie wohl könne, aber nur nicht darüber reden wolle.

„Keine Dame hatte von einem einzigen Mal derartig genug, daß sie nie wieder einem Herrn ein Streichholz anzünden wollte, keinem, wer es auch sei, ausgenommen einem alten, zahnlösen Pastor. Und das ist nämlich die Moral des Märchens: nie Streichhölzer anzünden — eine Dame verbrennt sich so leicht die schönen . . .“

„Großer Gott, welch' ein Unsinn!“ Sie blieb stehen und drehte Endres Hut herum, der auf dem steinernen Tisch lag.

„Warte einmal, ich will Dir die erste Nelke, die aufgebroschen ist, daran befestigen,“ rief sie dann plötzlich aus und sprang nach dem Nelkenbeet hin.

Finsland nahm seinen Hut ab und sprang ihr nach:

„Können Sie den meinen nicht auch mit derselben Blume schmücken, dann würde es mehr gleichmäßig festlich für uns.“

„Das weiß ich nicht, ich habe Ihnen gar nichts versprochen,“ rief sie ihm schnippisch, kokett zu, blieb aber ganz erstaunt stehen, als Finsland plötzlich den breiten, fiesbestreuten Weg verließ.

Er hatte Minkas dunkeläugigen, braunroten Kopf und ihren schönen Nacken, der sich über die Gede beugte, erblickt.

„Da Ihre Schwester so spröde ist, will ich lieber meine Zuflucht zu Ihnen nehmen, Fräulein Minka,“ rief er. „Ich bat sie um etwas Hübsches für meinen Hut. Ich kann es Ihnen ansehen, daß Sie keine Nelken mögen. Nohe, brutale Pflanzen, den Zwiebeln verwandt. Die Thränen kommen einem in die Augen, wenn man daran riecht. Und um sie gontieren zu können, muß man ein sehr unerfahrenes junges Mädchen sein, oder auch eine jener wilden Vierzigjährigen. Deshalb werden sie auch so abscheulich zum Lügen verwendet,“ er sah Minka bedeutungsvoll in die Augen, „von jenen kalten, flugen Frauen, die die Liebe nachahmen, die Leidenschaft verfälschen wollen — sie bieten brennende, verzehrende Bratofenglut für — für — all das, was sie nicht haben. Ich versichere Sie, ich würde den Hut fortwährend abnehmen, um zu sehen, ob er nicht in Brand geraten sei, wenn ich wüßte, daß eine Nelke daran steckte.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Harlekin.

Es ist Karneval, die Zeit fröhlichen Mummenschanzes und bunten Maskenspiels. Uralte Sitte römischer Lupertalien lebt in katholischen Ländern im Fasching fort. Im Rausche weniger Stunden tauchen lange Tage und Wochen unter; vor Opfern und Fasten tollt Fleischeslust. Und Gestalten kommen herauf, die sonst vergessen sind, Gestalten, die diese gefährliche Verschlingung von tändelndem Spiel und heimlichem Ernst knüpfen — Pierrot und Kolombine und Harlekin, romantisch-romantische Gasse. Sie waren früher uns weniger fremd. Sie kamen nicht nur zwischen den heiligen drei Königen und Aschermittwoch, sondern ergösten zu jeder Zeit, und sie thatens nicht in festlichen Sälen, sondern von der Bühne herab.

Heute grüßt uns Harlekin, der buntschedige Gesell, nur noch im Kasperle-Theater auf Messen und Jahrmärkten, Kirchweih und Vogelwiesen, im Wurstprater und im Kaiser-Jardin des Tuileriens, heute lacht der übermütige Kerl wohl noch als Marionette zappelnd das heisere Lachen des Marionettenspielers. Und wenn er wirklich auf die Bühne der Lebenden steigt, dann nimmt er eine ernste Miene an. Bajazzo lacht und springt unter wilden Schmerzen. Er tötet im Ernst: „Die Komödie ist aus.“ Harlekin flammst auf in wilder Leidenschaft und ersticht seinen Herrn, der die zierliche Kolombine liebt, ersticht ihn und wirft vom Balkon den Leichnam ins Meer . . .

So tragisch war Harlekin nicht immer. Er hat getollt und gelebt, hat witzige Einfälle und satirische Hiebe gespundet, er hat den Uebermut und die Verbtheit, die groteske Frechheit und Unverschämtheit aufs äußerste getrieben, so daß sie ihn Anno 1737 einmal feierlichst von der Bühne verbannen mußten. Aber selbst diese „Harlekinade“ hatte ihn nicht gleich umgebracht. „Man muß ihn als kein Individuum, sondern als Gattung betrachten,“ meinte Lessing, und „die Gattung leidet tausend Varietäten!“ Gleichwohl starb die typische Bühnengestalt des Harlekins allmählich ab, nachdem sie zwei Jahrhunderte lebendig gewesen war und eine fast tausendjährige geschlossene Entwicklungsreihe durchlaufen hatte.

Es ist uns in diesen Tagen ein Buch besichert worden, das dieser Entwicklung nachspürt, eine kulturhistorische Studie von Dr. Otto Driesen über den „Ursprung des Harlekins“ (Berlin, Alexander Dunder, 1904). Vermutungen werden darin bestätigt und große Zusammenhänge mit gutem Geschick und reicher Kenntnis aufgedeckt. Die Geschichte des Mythos, der Kirche und des Dramas vereinen sich, um die Lösung des interessanten kulturgeschichtlichen Problems der Entwicklung des Harlekins herbeizuführen.

Uns allen fällt mit dem Namen Harlekin zunächst die italienische Figur des Arlecchino ein. Die bunte Mannigfaltigkeit und die geistreiche Lebendigkeit der alten Stegreifkomödie verdankt ihm ein gut Teil ihrer Bedeutung. Und dennoch liegt die Heimat Harlekins nicht im Lande Goldonis, und der Ursprung dieser scheinbar national-italienischen Maske führt nicht zur lateinischen Komödie zurück! Seine Wiege stand vielmehr in Frankreich, d. h. in Paris. Dort ward der Jahrhundert alte sprichwörtliche Küpel Harlekin, ein in Felsen gekleideter Lump teuflischen Namens und von teuflischer Körperbeschaffenheit, etwa um 1572 von einem italienischen Schauspielers in die Commedia dell' arte eingeführt.

In abenteuerlich-mythische Vorstellungen verliert sich die letzte Spur dieses Harlekins von teuflischer Herkunft. Wie in der get-

Kleines feuilleton.

manischen Mythologie das wilde Geet durch die Lüfte fährt, zumeist in stürmischen Nächten, wie die Seelen der Verstorbenen in Stürme über das Land brausen oder als Flämmchen und Irrlichter herumspulen, so ziehen in der Champagne die „Herleinsleute“ inmitten farbiger Lichterscheinungen durch die Lüfte. Aber nicht nur ruheloze Gespenster sind diese Herleins — (das Wort, französischen Ursprungs, wird schon im 13. Jahrhundert „Harlequin“ gesprochen) —, nicht nur Nebel- und Feuergebilde, sondern auch Menschen und menschenähnliche Wesen. Als tomische Dämonen werden sie bereits Gegenstand mimischer Darstellung und erhalten die mittelalterlichen Attribute des lustigen Teufels: eine fürchterliche Grimasse, hervorstechende Zähne, wirre borstige Haare. Nur böse Teufel sieht die kirchliche Litteratur in den Herleins, unter denen einer, der Ober-teufel, der Böse ist, der gegen die Werke der Kirche anstirmt, in wilden Nächten mit seiner Bande, den Söhnen Satans, einherbrausend. Lebte heute noch in Nordfrankreich die Vorstellung von diesem Sturmdämon, diesem furchtbaren Herlein und seiner feurigen Schar, so fand der Nordfranzose des Mittelalters noch weit inniger mit ihm in Verbindung. In Maienächten und Herbsttagen, bei Geburt und Tod, vor allem in Brautnächten sauste und stob die tolle Bande herbei — bald aber nicht mehr Irrlichter, Gespenster und Teufel, sondern leibhaftige Menschen, als Harlein ausstaffiert und jenes mythische Gruseln durch reales Grausen ersetzend. In die Stelle visionärer Zustände und Einbildungen trat der herbe Wirklichkeitsinn des Mittelalters.

Der heute noch übliche Name Charivari wurde für das wüste Durcheinander gewählt. Die Harleins des Charivari schwärmen mit lautem Unfug durch die Gassen; in ihrem Gefolge tanzen unzählige Weiber. Sie alle toben in wilder Lust, närrisch und häßlich gelleidet; sie führen Kuhglocken, Trommeln, Holzklappern, Mörser, kupferne Töpfe und allerlei andres Gerät mit sich; sie schreien und heulen; sie werden vom härtesten Nüpel, dem Oberleutnant, angeführt und treiben maßlosen Unfug. Das Volk jubelt ihnen zu, auch wenn es im bürgerlichen Leben diesen Spaßmachern das mindeste Maß von Achtung versagt. (Eine Erscheinung übrigens, die nicht nur mittelalterlich ammutet!)

Von diesen tomischen Nüpeln der Straße, diesen Harleins der Pariser Volksmaserade bis zum Harlein der Komödie führte schließlich nur noch ein Schritt. Als Clown, als Hanswurst kam Harlein in die Bühnenvelt, zunächst ohne Anteil an der Handlung. Driesen schildert ihn als Spaßmacher, als „Piaffant“, der obscöne Wühnentricks liebt und obscöne Witze, der die Zunge herausstreckt und die Augen rollt, wildfremde Männer mit Küffen überfällt und ihnen auf die Schulter springt, sich in die Luft wirft, tausenderlei schwierige Akrobaten-Stuntstücke ausführt, tanzt und hanswurstelnd lustige Anreden hält.

Da haben wir schon die typische Form des Harleins und seines jüngeren Bruders, des deutschen Hanswurstes, wie sie im achtzehnten Jahrhundert vor allem in Paris und Wien sich zeigten.

Die Unanständigkeit und Gelentigkeit, das edle Erbe teuffischer Harleins, behalten sie bei, während die Strunwelsfrage hie und da verschwindet und Harlein als Liebhaber „mit unbedecktem Gesicht“ spielt.

Noch lange behält Harlein den Akrobatendarsteller bei. Die italienischen Komödianten, die ihn am Ende des 16. Jahrhunderts als beliebte Volksfigur in Paris auf der Bühne heimisch machten, hätten keine Veranlassung und wohl auch nicht die Macht gehabt, daran etwas zu ändern. Der Charakter des Stregreiffspiels erlaubte ihnen ja jedes Extempore, jede eingefügte Scene, und alle Thaten der altbekannten Pariser Volksfigur sicherten den welschen Komödianten Verdienst und Ansehen.

Für kleine und große Truppen war Harlein die Seele, der Mittelpunkt. Er übernahm eine Vermittlerrolle zwischen Bühne und Publikum, die weit einträglicher wirkte als Theaterzettel und Redaktionsnotizen. Er hiege im Ansehen aller. Das Publikum verlangte nach ihm, die Dichter schrieben für ihn, und alle Ehren häuften sich auf sein Haupt. Molière gebrauchte zur Premiere seines „Bourgeois Gentilhomme“ einen Harlein und wandte sich an seinen Freund Dominique Biancolelli, den glänzenden Vertreter dieser Rolle an der Comédie Italienne.

Hier, in der Comédie Italienne, dem Lieblingstheater der Pariser, mündete die Entwicklung des aus Mythos und kirchlichem Drama hervorgegangenen Harlein-Typus. Hier vollzog sich an ihm die stärkste Umwandlung. Vor allem zu Meister Shecardis Zeiten im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts ward aus dem schamlosen, gelentigen Akrobaten der Schauspieler Harlein, der zahmer und graziöser auftrat, ohne freilich seine Herkunft ganz zu verleugnen.

Von Frankreich sprang er nach Deutschland und Italien hinüber und warb dort um die Popularität, deren er in seiner Heimat sicher war. Dort verdrängte er, der zierlichere, den tölpeligen Hanswurst, der mit Fidelhering das Volk über hundert Jahre belustigt hatte, in Italien trat er neben Pantalone, Dottore, Brighella und die andren Masken der Volkstomödie und lebte länger als in den Nachbarländern fort. Noch heute spielt ein Schuster aus Bergamo den Harlein im Karneval seiner Vaterstadt, in Mailand und Lecco, spielt ihn in der alten buntschledigen Tracht, mit schwarzer Maske und hölzernem Schwert. Es sind die letzten Stationen, die Harlein auf seinem Rückzug aus den Festen des Volkes macht.

Paul Regband.

es. Die Duncan. Man braucht nicht einmal ein besonders verfeinertes, künstlerisches Gefühl in Wirklichkeit treten zu lassen, um die bei uns üblichen, europäischen Ballettänze als unschön, oft als abstoßend und lächerlich zu empfinden. Schon dieses eigenartige Kostüm — das in seiner stereotypen Form etwas chinesenhaft steifes an sich hat, so daß die Trägerin in ihrem Pub mehr einer grotesken Tanzfigur irgend einer wilden Völkerschaft gleicht, als einer gebildeten Europäerin, die noch dazu den Ehrgeiz hat, dem Auge des Zuschauenden einen künstlerischen Anblick zu gewähren! Schon dieses Kostüm spricht vollkommen aller Kunst Hohn und hindert im speciellen das, was der Tanz zeigen soll, nämlich einen freien Körper in freier Bewegung. Es ist unmöglich, abgerundete, harmonische Körperlirien in der Bewegtheit des Tanzes zu offenbaren. Der nach allen Richtungen stachelig absteigende Gazerod zerreiht den Körper in zwei Teile. Der eine Teil — der Oberkörper — ist nun verdammt, meist in steifer Ruhe zu verharren. Er steht dem Gezappel unter ihm — das sich außerdem noch seinen Augen entzieht, da der Rock es verdeckt — wie ein unbeteiligter Zuschauer gegenüber. Unter ihm befindet sich das Perpendikel der Weine in dem gelenkigen Hin und Her einer ungerichteten Bewegung. Der Ausdruck „Weinshmeißel“ stammt ja daher; er ist bezeichnend für die in dieser Kunst entwickelte Grazie. Treten nun zu dieser Bewegung der unteren Extremitäten die üblichen sinnlosen und schablonenhaften Armbewegungen hinzu, so ist das Ganze ein Gezappel, dem die harmonische Ausgleichung fehlt. Aus einer ehemals ganzen Kunst wurde ein ungerichtes Spiel, dessen Ubernheiten und künstlerische Blüten nun verdeckt werden durch allerlei Verkleidungskünste. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Tanzkunst als solche bei uns nicht existiert. Ein Nebenweig, ein entarteter, war eben die Ballettkunst, die, da sie unkünstlerisch war, für ein feineres und ebenso auch für ein natürliches Empfinden — beide treffen sich meist — nicht mehr in Betracht kam. Es war eine Klassenkunst. Ja, in den meisten Fällen war sie nicht einmal das. Denn sie befriedigte nur eigentlich einen kleinen Ausschnitt dieser Klasse. Diesen Leuten war das Gezappel der Weine ein Hochgenuß. Der Tiefstand unsrer künstlerischen Kultur tritt hier so recht zu Tage. Wir mögen Künstler haben, die einen Vergleich gegen früher nicht zu scheuen brauchen, ich meine Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker. Nichts ist aber bezeichnender für die Höhe einer Kultur, als wenn solche natürlichen Freuden, wie das Tanzen, das gerade allgemein sein sollte, so erschreckend entartet. Nicht das giebt ein Kulturideal, wenn einzelne Künstler da sind, die die Linie der Entwicklung weiterführen. Ebenso wie das Sinken des Geschmades sich in dem absoluten Fehlen einer großzügigen dekorativen Kunst zeigte, so ist auch das Entarten des Tanzes zu sinnlosen Hochsprüngen ein Zeichen unsrer Kultur.

Mit dem Erwachen des Gefühls einer sozialen Zusammengehörigkeit und einer Zukunft, der wir entgegengeben, kommt auch wieder ein Streben hoch, das tägliche Leben besser zu gestalten.

So ist die dekorative Kunst — als Kulturproblem tiefer gefaßt — ein Teil eines größeren Strebens.

Und so soll — als Parallelercheinung hierzu, unsre Zeit ist eine Zeit des Erwachens — nun auch die Tanzkunst nicht mehr ein zusammengechrumpfter Ueberrest, ein Ueberbleibsel aus der Vergangenheit sein, ein Privileg bestimmter Stände, sondern sie soll ein lebendiges Zeugnis unsres Fühlens, unsres Empfindens werden. Etwas Allgemeines soll sie werden, ein Kulturdokument. Hier steht die Befreiung ein.

Mich Isodora Duncans Versuch, den ganzen Körper in seinen harmonischen und so äußerst subtil bedingten Verhältnissen im Tanz zur Geltung zu bringen, so daß das leicht herabwallende Gewand niemals die reinen und edlen Linien bricht, knüpft an die griechische Kunst an. Wer die herrlichen, formschönen Vasen kannte, die vornehmlich aus Attika, weiterhin aus ganz Griechenland und darüber hinaus uns erhalten sind, und den wertvollen Besitz unsrer öffentlichen Sammlungen bilden, wer sich an die Frieze erinnert, die die Tempel und Paläste schmückten, mit Bewegungsmotiven aller Art, der wird in diesen Tänzen der Duncan viel wiederfinden an Bewegung, Geste und Stellung, wie die antiken Kunstwerke sie uns zeigen. Gerade die Vasenbilder sind deswegen für uns interessant, weil sie uns vielmehr, als die hohe Kunst der Griechen, das tägliche Leben, Spiel und Tanz und Arbeitsbeschäftigung dieser Republikaner erhalten haben und uns sinnfällig vor Augen stellen.

Nun weiß zwar niemand, wie die Tänze der Alten aussahen. Mich Duncan hat es unternommen — eine beinahe gelehrte Arbeit — aus diesen erhaltenen Bruchstücken mutmaßlich ein Ganzes zu rekonstruieren. Wenn sich nun Stimmen gegen diese Rekonstruktion erheben werden, so besagt das gegen den Kern der Duncanschen Bestrebungen doch nichts. Auch ich glaube, daß es unmöglich ist, diesen Tanz wieder finden zu wollen. Doch ist das nicht das Entscheidende. Es ist ein Zweig nur. Die Duncan tanzt sich.

Voraus es Mich Duncan antoumt, ist: sie will den Tanz reformieren. Sie will in der Bewegung wieder den Körper zu seinem Recht kommen lassen. Sie ist bestrebt, den Tanz aus einem albernem Gezappel von Gliedmaßen, das meist die unteren Extremitäten in Bewegung setzte, wieder zu einer Innerlichkeit hinzuführen. Wenn sie dabei auch auf den griechischen Tanz kommt, so ist das nur eine Station. Es ist nicht der Kern ihres Wollens. Er dient ihr als Anregung.

Die Bewegungen sollen — so ist das Programm ihrer Vorfahrungen zusammenzufassen — nicht äußerlich lehrbare Tricks sein, sondern sie sollen wieder Ausdruck eines freien Innenlebens, Offenbarung eines seelischen Erlebnisses, einer Grundstimmung werden. Es ist im Grunde so natürlich, daß es sinnlos erscheint, das noch zu betonen: Bewegung soll Ausdruck eines inneren Willens sein. Doch man sehe daraufhin unsere heutige Ballett- und Tanzkunst an. Sie hat etwas Seitlängerartiges, etwas Jongleurartiges an sich, aber recht, recht wenig Seele. Jetzt wird man sehen, wie sehr, unter dem Einfluß von allerlei Kulturverhältnissen, dieser Zweig entartet, zusammenschrumpft. Sind daher diese griechischen Tänze auch vorläufig nur ein Experiment — Miß Duncan tanzt unter Begleitung eines griechischen Knabenchores — so gehen die andern älteren Stücke „Pan und Echo“, „Orpheus“, und „Bacchus und Ariadne“ schon einer Vollenbung entgegen, wo man den bleibenden Kern wohl erkennt: die Befreiung aus kulturellen Fesseln. Diese Tänze sind innere, seelische Erlebnisse, umgewandelt und wiedergegeben durch die Abstraktion des bewegten Körper.

— Zur Geschichte der Gänseleber-Pastete. Ein Mitarbeiter der Hamburger Fachzeitschrift „Küche und Keller“ plaudert in einem Artikel über die Industrie der Gänseleber-Pastete und teilt u. a. darüber folgendes mit:

Seit dem Tage, an dem Jean Baptiste Clause die erste Gänseleber-Pastete komponierte, hat wohl noch kein Gericht wieder so allgemeine und dauernde Beliebtheit in den Kreisen der Feinschmecker sich erworben, wie diese Delikatess. Jean Baptiste Clause, gebürtig aus der Normandie, war Küchenmeister beim Marschall de Contades, dem Gouverneur des Elsaß und ansässig in Straßburg. Vor Clause's Zeiten wurden, wie ein uns überliefertes Rezept besagt, die sogenannten Gänseleber-Pasteten warm serviert, und die alten Rezepte haben ungefähr folgenden Wortlaut: „Kleine Pastetchen werden mit sehr feinem Gänseleberfäulsel ausgefrischet und mit Scheiben von mit Trüffeln gespickter Gänseleber belegt. In die Pastetchen gebe man auch einige ganze Trüffeln, bedede gut mit Lebern, bestreue noch mit dem Rest des Füllsels und bade in Ofen ab. Kurz vor dem Servieren giebt man etwas heiße Essenz hinein.“ Auch die Farce der Pasteten ist uns durch ein andres Rezept überliefert worden und hieraus ist zu entnehmen, daß zu ihr hauptsächlich Staßfleisch und Gänselebern verwendet wurden, nicht, wie bei den jetzigen Pasteten das Schweinefleisch.

Also nach diesen Rezepten hat man im 18. Jahrhundert die Gänseleber-Pasteten hergestellt und auch Clause verarbeitete und servierte die Gänselebern auf diese Weise. Wie uns nun auch noch die Chronik überliefert, präferierte Clause die uns in ihrer heutigen Form bekannte Gänseleber-Pastete ums Jahr 1770 zum erstenmal bei einem Bankette, das von Herrn de Contades gegeben wurde. Die neue Pastete fand ungetheilten Beifall und in kürzester Zeit war diese Neuigkeit in Straßburg und Umgebung bekannt geworden. Clause hütete das Rezept zur Pastete als sein Geheimnis und hierdurch mag es wohl gekommen sein, daß man von verschiedenen Seiten Clause als den Erfinder der Pasteten preist. Im Jahre 1788 verließ der Marschall de Contades seinen Posten und ging nach Frankreich zurück. Clause verblieb in Straßburg, wo ihn Bande der Liebe gefesselt, und heiratete eine Wäldermeisterstochter mit Namen Mathieu, wohnhaft in der Meisengasse, in der Nähe des heutigen Hotel de Paris und des Broglie-Platzes. Hier nun fabrizierte Clause die Pasteten zum erstenmal für den Verkauf und er hat sich, wenn auch nicht als der eigentliche Erfinder, doch als Verbesserer und Verbreiter der Pasteten einen Namen bis heutigen Tages gemacht.

Mit den Jahren hat sich in Straßburg — auch Nancy, Loulose und Paris kommen hierbei in Betracht — die Gänseleber-Pasteten-Fabrikation großartig entwickelt. Es giebt in Straßburg Geschäfte, die vom 1. Oktober bis 1. April durchschnittlich Tag für Tag 250 bis 300, auch 400 Pfund Gänselebern verarbeiten, natürlich Sonn- und Festtage ausgenommen. Schreiber dieses war selbst in einem französischen Hause und weiß, daß bis 1500 Terzinen und Wäpfen an manchen Tagen fertiggestellt und, wie daselbst auch üblich, sogleich verpackt und versendet wurden. Im Monat Dezember wurden bis 120 Teigpasteten an jedem Tage fabriziert.

Das Elsaß ist durchaus nicht der einzige Produzent dieser viesen Lebern. Wohl die meisten Gänselebern stammen aus Ungarn; das Elsaß bringt wohl nur den kleinsten Teil des riesenhaften Quantums hervor. Sind die Essäfer Lebern in Bezug auf Güte allen andern vorzuziehen, so stehen doch die aus Ungarn bezogenen Lebern den ersteren kaum nach. Das Gewicht einer einzelnen Leber kommt im Durchschnitt auf zwei Pfund, doch giebt es Ausnahmen, wo die Lebern drei bis dreieinhalb Pfund wiegen. Prima Lebern müssen leicht rötlich, unter keinen Umständen gelblich oder von schmutzig-grauer Farbe sein. Sie dürfen nicht gewässert werden und müssen möglichst frisch konserviert werden. Ist die Pastete fertiggestellt und wird sie ange schnitten oder ausgestochen, so muß die Leber einen rosa Ton zeigen.

Medizinisches.

— Ueber die Schwerhörigkeit der Kinder sprach, wie die „Zeit“ berichtet, dieser Tage im Wiener medizinischen Doktorenkollegium Dr. Hammerichlag. Er führte aus: Es ist überraschend, wenn man hört, daß 20 bis 30 Proz. unsrer Schulkinder schwerhörig sind, darunter manche in einem Maße, daß sie dem Unterricht zu

folgen nicht im stande sind. Während aber die Kurzsichtigkeit in den höheren Klassen und Schulen immer mehr und mehr ansteigt, giebt es schon im Obergymnasium kaum mehr Schwerhörige: diese sind zurückgeblieben. Und doch wäre es nachgewiesenermaßen leicht, auch die Hälfte der schwerhörigen Kinder in der Volksschule von ihrer Schwerhörigkeit zu heilen, wenn darauf nur mehr geachtet würde. Aber nicht nur das schwerhörige Kind, sondern zweckmäßigerweise auch ein jeder unachtsame, zerstreute, schwer fortkommende Schüler sollte hier und da dem Arzt vorgestellt werden, und es würde sich als des legern „Antugenden“ nicht selten ein geschädigtes Hörvermögen entpuppen. Denn mangelhafter Fortgang in der Schule und schlechtes Gehör stehen in proportionalem Verhältnis zu einander. Und dazu ist noch manömal die ganze Ursache einer monate- und jahrelangen Schwerhörigkeit in einem verhärteten Ohrschmalzpfropf oder in einem unbeachtet gebliebenen Fremdkörper zu suchen, die den Gehörgang ausfüllen. Sehr wichtig ist es auch, bei schwerhörigen Kindern stets die Augen kontrollieren zu lassen, denn ein gesundes, normalsichtiges Auge kann ein schwaches Ohr durch das Ableiten der Worte von den Lippen wesentlich unterstützen. Bei schwerhörigen Kindern muß man auch mit dem Turnen vorsichtig sein. Gewisse Ohrerkrankungen werden meist von Schwindel begleitet, der geringste Sturz kann aber bei geschädigtem Ohr zu schweren Gehirnerkrankungen (Gehirnhautentzündung, Hirnabscess) führen. Je jünger das Kind ist, desto mehr Sorgfalt ist der Schwerhörigkeit zu widmen. Besonders verhängnisvoll wird sie, wenn sie zu einer Zeit eintritt, bevor die Kinder noch sprechen können; denn ohne die akustischen Eindrücke lernen die Kinder keine ordentliche Sprache. Aber nicht nur die Sprache bleibt zurück, sondern auch die ganze psychische und intellektuelle sowie die Gemütsbildung erleiden eine große Einbuße.

Humoristisches.

- Ein Unikum. Führer (im Museum): „Und hier, meine Herrschaften, eine Hotelrechnung, die über zwanzig Jahre im Meerwasser gelegen hat; denken Sie sich, wie gesalzen die geworden ist!“
- Nach der Rauferei. „Herr Wirt, haben Sie denn gar nichts gethan, um die erhitzten Gemüter zu beschwichtigen?“
- „D ja, den Hauptkassieren hab' i a kühle Maß um die ander' geb'n.“
- Energisch. „Denke Dir, als wir vor das Staudesamt kamen, war es verschlossen.“
- „Und da seid Ihr wohl wieder umgekehrt?“
- „Nein, meine Braut hat es aufgesprengt.“
- („Reggenborfer Blätter“.)

Notizen.

- Die Verlagsbandlung Schuster u. Loewler (Berlin) veranstaltet eine neue Gesamtausgabe von Detlev v. Liliencrons Werken. Die Ausgabe kommt in 14 Bänden a 2 M. oder in 56 Lieferungen a 0,50 M. heraus.
- Unter dem Titel „Der doppelte Garten“ („le double jardin“) erscheint im Frühjahr, gleichzeitig deutsch und französisch, ein neues Werk von Maeterlinck.
- Die Freie Volkshöhne bringt für ihre nächste Vorstellungserie „Medea“, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Grillparzer zur Aufführung. Die Vorstellungen finden vom 7. Februar ab im Metropol-Theater statt. Für die darauf folgende Serie im Lessing-Theater ist Franz Adam Wehrelins Drama „Papfenstreich“ auf den Spielplan gesetzt.
- Ernst v. Wildenbruchs Hauskomödie „Der unsterbliche Felix“ erlebt am 2. Februar die Erstaufführung im Lessing-Theater; Georg Engels spielt die Titelrolle.
- „In Italien“, eine neue Overture von Karl Goldmark, fand bei der Erstaufführung im Wiener Philharmonischen Konzert vielen Beifall.
- c. Eine Schule für Theaterkritik wird demnächst in Paris von der journalistischen Section der Schule für sociale Studien eingerichtet werden; der Kritiker Timmory soll die praktischen Uebungen organisieren. Die zukünftigen Theaterkritiker werden zu Generalsproben geschickt und müssen dann über das aufgeführte Stück berichten und den Bericht im Sekretariat der Schule niederlegen, und zwar in derselben Zeit, die dem Kritiker einer Tageszeitung zur Verfügung steht. Am nächsten Tage wird Timmory vor den Schülern diese Kritiken kritisieren.
- Die Redaktions-Wurst. Die „Nakeler Zeitung“ schreibt ganz beglückt: „Ein willkommenes Redaktionsexemplar in Gestalt einer Wurst wurde heute von einem treuen Abonnenten unsres Blattes auf unsrer Redaktion hinterlegt, als Erinnerungszeichen eines häuslichen Schweineschlachtens. Dieses Vorkommnis bildet eine ganz angenehme Abwechslung gegenüber dem „ersten Maltsäfer, längsten Getreidehaln, verspäteten Schmetterlingen“ usw., und erklären wir uns zur Annahme weiterer solcher „Seltensheiten“ gern bereit.“